

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 14

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 14
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-668883>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 15. April 1937

Heft 14

Aprilwetter.

Bald ein rauhes, kaltes Rauschen,
Dass der dunkle Forst erkracht;
Bald ein Flüstern, Rosen, Rauschen,
Wie die stille Frühlingsnacht.

Bald der Himmel, bald die Sonne,
Bald die Wolken, bald der Schnee —
Wie der Liebe erste Wonne,
Wie der Liebe erstes Weh.

Bald das Jauchzen, bald die Trauer
In der aufgeregten Brust —
Und noch halb im Winterschauer,
Und schon halb in Frühlingslust.

Bald ein ungestümes Ringen,
Bald ein Frieden, sonntagsstill —
O was wirst du mir noch bringen,
Schöner, stürmischer April? Julius Rodenberg.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

14

„Ich habe Pfarrer Rot eingeladen, mit uns zu Nacht zu essen,“ sagte Hartmann am nächsten Tage zu seiner Tochter. Er traf sie im Treppenhaus, und sie kam eben aus dem Garten, wo sie mit Hans Sidler, dem Baumeister, nach dem Mittagessen gesessen hatte.

Meta errötete unmerklich. Zu der Bemerkung des Vaters nickte sie nur. Dann begab sie sich nach ihrem Zimmer.

Hartmann ging auf die nächste Tür zu. Ehe er sie öffnete, sah er sich nach der Tochter um. Vielleicht lächelte er. Es ging wie ein Schimmer über sein Gesicht.

Er hatte Pfarrer Rot auf der Straße getroffen und, einer plötzlichen Eingebung folgend, ihn zu Tisch gebeten. Er fasste in allen Dingen rasch und mit kräftigen Händen zu. So war ihm eingefallen, seine Tochter offen unter seine Blicke

und zwischen die zwei Männer zu stellen, zwischen denen sie nach seinem Willen wählen sollte.

Wenn er nicht früher schon dagewesen wäre, so hätte Hartmann jetzt einen Zwiespalt in Metas Seele geworfen. Sie kam nach der Begegnung mit dem Vater auf ihr Zimmer, den schönen, hellen Raum, dessen Tapete, Vorhänge und Möbelbezüge in zartem Blau mit weißen Spitzen gehalten waren. Wie im Traumwandel kam sie herein und ließ sich auf den nächstbesten Stuhl nieder. Es war ihr ums Weinen. Was gut und tief und edel in ihr war, bäumte sich gleichsam in ihr auf, als ob es gepeinigt würde. Dabei empfand sie eine heftige Sehnsucht nach Huldreich Rot, seinem Anblick, seiner stillen und reinen Art und seinem verständigen, wohlbesonnenen Wort. Daneben aber tauchte die Gestalt Sidlers vor ihrem inneren Auge auf. Er hatte ihr vorhin unten im Garten gesagt, während er von daheim erzählte:

„Meine zukünftige Frau muß ein Haus machen, eine Rolle spielen können.“ Sie sah sich im Getriebe der Stadt, den engen Verhältnissen von Waldenz und des Vaterhauses entrissen. Sie liebte äußersten Glanz. Vielleicht war das ein Erbstück ihrer Mutter, ein Tropfen Emporkömmlingsblut. Vor allem aber erkannte sie, daß dort, wo hin Sidler sie führen konnte, ein glatter, hinderlosen Weg war. Was Huldreich Rot ihr bot, waren Opfer, Kämpfe, Unsicherheit! Was ihr derjenige, der nun neu in ihr Leben trat, versprechen konnte, das lag offen, klar und ohne Wissens vor ihr! Sie sah ein Ziel und einen leichten Weg zum Ziel! Dieses Ziel lockte sie.

Sie saß und erwog. Bedenken verdrängten Wünsche, Liebe stritt wider Hoffart, ehrlicher Mut wider lässiges Behagen. Der Widerstreit der Empfindungen hatte abermals kein Ergebnis. Das Herz brannte Meta nur. Was zuletzt blieb, war die alte Sehnsucht nach Huldreich.

Dieser erschien am Abend pünktlich bei Tisch. Die andern hatten sich schon aus dem Empfangszimmer in die Esszube begeben, und das Mädchen, das ihn empfing, führte ihn durch jenes nach der weit offenstehenden Doppeltür des letzteren. Das Esszimmer wurde nicht oft benutzt, da die Familie sonst in einer kleinen, jenseits des Flurs gelegenen Wohnstube, die noch von Hartmanns bescheidenen Tagen erzählte, ihre Mahlzeiten einnahm. An der Decke brannte ein schöner Leuchter. Das Neue des Raumes und der Gedecke auf dem weißen Tischtuch gaben dem Anlaß einige Feierlichkeit. Die Menschen hatten dieselbe leichte Gezwungenheit und Feierlichkeit an sich. Frau Elise rauschte in Seide und hatte den Puder so dick aufgetragen, daß das Rot ihres schlaffen Gesichts unsichtbar blieb. Hartmann trug den schwarzen Anzug, der seiner kräftigen Arbeitererscheinung fremd stand. Auch Sidler ging in Schwarz, sah groß, vornehm und gleichmütig aus. Meta hatte um den Hals, um dessen Ansatz sich der Saum eines einfachen Kleides in ruhiger Linie legte, ein violettes Samtband gebunden. Das war der einzige Schmuck, den sie trug. Sidler streifte sie manchmal mit seinem kühlen Blick, und in der Häufigkeit, mit der seine müden, ruhigen Augen zu ihr zurückkehrten, lag ein Anzeichen für die Teilnahme, die sie ihm einflößte.

Frau Elise rauschte Huldreich entgegen, als sie ihn erblickte. Sie machte eine Verbeugung und war verlegen. Er aber half ihr mit ruhiger und feiner Rücksicht über ihre Befangenheit hinweg, indem er einen herzlichen Ton anschlug, wie

er dem nun schon vertrauten Freund des Hauses anstand. Langsam kam Hartmann selber herein und faßte seine Hand. Sidler näherte sich mit schlendernden, gleichgültigen Schritten. Für den, der ihn nicht kannte, hatte die Nachlässigkeit, mit der er sich aufmachte, um dem Gäste vorgestellt zu werden, etwas Verlebendes. Doch war seine Art nicht gewollt, sondern die Folge langer Gewohnheit, die ihn gänzlich unbekümmert um das sein ließ, was die Menschen von ihm dachten. Er überragte Huldreich Rot um einen starken Kopf und hatte in seiner Länge und Grobknöchigkeit etwas Mächtiges gegenüber dem schlanken andern. Die beiden Männer drückten sich die Hände, während Hartmann sie einander vorstellte. Sidler hatte eine Ahnung, daß dieser Pfarrer ihm im Wege stehen könnte, wenn er zu Meta gelangen wollte. Sein Blick glitt prüfend über ihn hin; aber er blieb gelassen, sprach ein paar höfliche Worte und wandte sich dann dem Tisch zu, an den Frau Elise, zum Sitzen einladend, getreten war. Inzwischen begrüßte im Rücken der andern Meta den Freund. Ihre Lippen zitterten. Die Finger, die Huldreichs Händedruck fest und lange zurückgaben, waren kalt, als ob sie fiebene.

Man setzte sich. Hartmann nahm zu Hauptsitz des Tisches Platz, neben ihm zur Rechten saß seine Frau und an ihrer Seite hatte Huldreich Rot sich niedergelassen. Ihnen gegenüber hatten Meta und Sidler ihre Stühle. Huldreich streifte im Niedersitzen Hartmanns Gesicht mit einem unruhigen Blick. Er erkannte, daß diese Einladung ihre Bedeutung hatte. Der fremde, junge und offensichtlich wohlgestellte Mann am Tische! Und der Säger hatte ihn, Huldreich, gerade heute gebeten. Hatte eine bestimmte Absicht Metas Vater geleitet?

Ein Mädchen in weißer Schürze bot ihm die Platte. Er erschrak. Dann merkte er, daß er für Augenblicke vergessen hatte, sich an der Unterhaltung zu beteiligen. Er richtete, sich bedienend, rasch und eifrig ein paar Worte an Frau Hartmann. Indessen aber arbeiteten seine Gedanken. Und plötzlich fiel es ihm wie eine Last aufs Herz, daß an seiner Liebe zu Meta etwas Unerhörliches war. Er hatte sein Verhältnis zu dem Mädchen nie von diesem Standpunkt gesehen. Jetzt aber war es ihm, als schaue Hartmanns schlaues Gesicht ihn an, als überspiele ein überlegenes Lächeln seinen Mund und spräche er spöttische Worte zu ihm: „Wie kommst du mir vor, Pfäfflein, du ganz braver, der es hinter meinem

Rücken mit meiner Tochter hält und sie ihrem Glauben und mir abstensig zu machen sucht!

Huldreichs Stirn glühte. Er sprach und hörte der Unterhaltung zu, aber andre, fernliegende Gedanken sprangen in ihm auf und fraßen an seiner Selbstachtung. Die Pein dauerte eine Weile. Dann aber kam ihm ein Entschluß, der ihn beruhigte. Er wollte der Heimlichkeit ein Ende machen! Morgen schon oder sobald es sein konnte, wollte er mit Meta reden und sie bitten, frei und unbeeinflußt zu entscheiden. Stand sie fest zu ihm, so war ihm vor ihrem Vater nicht bange, verzogte er nicht, dessen Achtung und endliche Zustimmung sich erkämpfen zu können. Nur mußte es ein offener Kampf sein! Eine frohe Zuversicht erfaßte ihn. Des eignen Wertes bewußt, empfand er eine Siegesicherheit, die alle Bedrängnis in ihm erstickte. Die am Tische hätten bemerken können, daß er gleichsam erwachte. Er beteiligte sich plötzlich nicht nur wie bisher am Gespräch der andern, sondern er begann es zu beherrschen. Er besaß in guten Stunden eine große Unterhaltungsgabe. Sie zeigte sich jetzt. Bald war er witzig und scherzte über geringfügige, leichtverständliche Dinge in anmutiger und doch spitzer Weise, die Frau Elise auflachen ließ und selbst Hartmann Lächeln um Lächeln entlockte. Bald wendete er sich ernsteren Themen zu und sprach über solche mit hinreißender Beredsamkeit. Jetzt war sein Wort wie Sprühen und Blitzen einer schlagenden Waffe, jetzt wieder hatte es einen tiefen und reinen Wohlfklang, der den Hörer erbaute.

Meta sah ihr Gegenüber an und ihr Herz schlug. Ihre Wangen blieben farblos, aber sie brannten sie dennoch, während sie zuhörte und die Augen nicht von Huldreich wenden konnte. Seine klare niedere Stirn fiel ihr auf. Es war, als sehe man das Leuchten der Gedanken unter ihrer Haut, das gleich nachher in seiner Rede war.

Sidler, der Rots bisher kaum geachtet hatte, wurde aufmerksam. Unfänglich hob er nur zuweilen das Gesicht und sah den Pfarrer mit seinen gleichmütigen Augen an, lediglich in der Tatsache, daß er ihn ansah, sein Staunen verratend. Als er aber merkte, daß Rot sich immer mehr in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit rückte, begann er an der Unterhaltung teilzunehmen. Meta war von der Familie Hartmann die einzige, deren Bildungsgrad sie befähigte, Huldreich Rede und Antwort zu stehen. Sidler sah, daß sie sich ganz dem Eindruck von

Rots Persönlichkeit hingab. Wohl deshalb fing er an, jenem zu widersprechen, und verriet alsbald nicht nur eine große gesellschaftliche Gewandtheit, sondern auch ein für einen Sportsmann immerhin ausgedehntes Wissen auf vielen Gebieten.

Nun begann zwischen den zwei Männern ein stilles, vielleicht unbewußtes Waffenkreuzen. Sie sprachen bald allein, und die andern hörten zu. Dabei war Rots Sprechweise rasch und voll Beweglichkeit. Seine Augen, ja selbst seine weißen, starken Hände, die während des Sprechens mit dem Messer spielten oder mit unhörbarem Fingerschlag am Tischtuch tändelten, nahmen daran teil. Sidler sprach langsam, läßig und kühn; wie er ging, so war seine Rede. Dafür hatte er etwas Hartnäckiges, Plump-Störrisches in seiner Art, so daß er nicht lange nach Beweisen suchte, sondern seine eigne Behauptung als etwas Unumstößliches hinstellte. Zwanzigmal an diesem Abend wurde der kleinere, feurige Rot des großen Blonden Herr, aber dieser erhob sich immer wieder und stand mit dem gleichen, unbekümmerten und schweren Gleichmut im Wege. Dabei nahm auch Sidler nie zu verlebenden Außerungen seine Zuflucht, sondern blieb gelassen, durch seine Ruhe den einzigen Vorteil gewinnend, den er dem Gegner gegenüber zu erreichen vermochte.

Man trennte sich spät; denn irgend etwas hatte Huldreich die Zeit vergessen lassen, so daß er erst sich zum Gehen wandte, als er bemerkte, wie Frau Elise ganz unverhohlen gähnte. Hartmann verabschiedete sich von ihm, wie er ihn begrüßt hatte, vielleicht hatte er ein klein wenig mehr Eile dabei, als ob er ärgerlich wäre; denn der Besuch hatte nicht ganz das Ergebnis gehabt, das er gewünscht haben möchte. Dann trat er einen Schritt zurück, um seiner Tochter den Weg freizugeben. „Ich will dir das Vergnügen nicht nehmen, den Herrn Pfarrer und Freund hinunterzubegleiten,“ sagte er zu ihr.

Es konnte ein Scherz sein. Meta sowohl als Huldreich aber tönte die Bemerkung übel ins Ohr.

Sidler reichte Huldreich gleichmütig die breite Hand. Mit einer freien Vertraulichkeit trat er dann ins Zimmer zurück, langte sich eine Zigarre vom Tisch und setzte sich wieder hin. Es war, als sage er sich: Was soll mir der Pfarrer! Da geht er aus der Tür, ich aber sitze hier schon fest im Hause. Der Gedanke schien ihn in die beste Laune zu versetzen. Er war gesprächiger als je vorher

und lachte und scherzte, während er sich noch mit Hartmann unterhielt.

Frau Elise war mit Huldreich und Meta in den Flur getreten und verabschiedete sich oben an der Treppe von Rot. Dieser und das Mädchen stiegen schweigend über die Stufen hinunter.

„Ich gehe mit dir bis an das Gartentor,“ sagte Meta, als Huldreich die Haustüre öffnete und ihr die Hand reichen wollte.

Die Nacht war dunkel. Meta drehte zudem das Licht aus, das den Eingang erhellt. Nun blieb nur der schwache Schein von Tausenden von Sternen, die den Himmel bedeckten. Die weißen Zementplättchen, die vom Gartentor bis zur Haustreppe gelegt waren, gaben eine leise Helle. In seltsamen Formen, wie wachende, düstere Menschen standen die Büsche des Gartens auf beiden Seiten des Weges und regten sich nicht. Metas Hand glitt in Huldreichs Arm. Außer jenem „ich begleite dich“ hatten sie noch immer nichts gesprochen. Sie drängte sich an ihn und suchte mit ihren Händen die seine. Es war Angst und Hast in ihrer Art.

„Dein Vater hat den Gast mit einer bestimmten Absicht hierhergebracht,“ bemerkte Huldreich jetzt ruhig. „Wir hätten gegen ihn längst offener sein sollen,“ fuhr er fort. „Ich will bald, in den nächsten Tagen schon, mit ihm sprechen, wann — wir selbst über uns einig geworden sind.“

Er erwartete, daß sie etwas antworte. Aber sie drückte nur seine Hände und suchte in der Dunkelheit mit den Augen sein Gesicht.

„Willst du morgen zu mir kommen, damit wir den Weg besprechen, den wir einschlagen müssen?“ fragte er weiter. Er flüsterte nur, wie Stunde und Ort es wollten, aber seine Worte klangen wohlsbedacht und ohne Leidenschaft.

„Du bist zu hoch und gut für mich,“ sagte Meta.

Es befremdete ihn, daß sie nicht auf das einging, was er fragte. „Willst du kommen?“ wiederholte er. „Fühlst du nicht, daß wir ehrlich sein müssen?“

„Ja“, antwortete sie da, hob die Arme und legte sie ihm um den Hals. Dann neigte sie den Kopf gegen seine Brust, bis ihr Haar sein Kinn berührte, und verließ ihn plötzlich.

„Kommst du?“ fragte er noch einmal die sich Entfernende.

Es war ihm, als hörte er ein leises Ja als Antwort. Die Tür fiel unmittelbar darauf hinter ihr ins Schloß, so war er nicht sicher, ob sie das Ja gesagt hatte. Einen Augenblick erfaßte

ihn ein Gefühl wie von Schmerz oder Leere. Dann vergegenwärtigte er sich Metas inniges, liebevolles Wesen. Er konnte nicht zweifeln, daß sie ihn liebte. Alle Unruhe verließ ihn.

Er trat in die Straße. Die Heimlichkeit durfte nicht lange mehr dauern! Sein Gewissen war ruhig. Und er war voll Vertrauen auf Meta.

Ohne zu eilen, schritt er auf der Dorfstraße dahin.

Waldenz hatte spärliche Beleuchtung. So herrschte in seinen Gassen beinahe dieselbe Dunkelheit wie am Ende des Dorfes. Die kleinen, fernen Sterne funkelten und ihre zahllose Menge schien noch immer zu wachsen. In den meisten Häusern war keine Lampe mehr. Selten nur lag auf der Straße breit und dunkelrot der Widerschein eines erleuchteten Fensters. Am Gasthof zum Kreuz aber war noch eine Reihe Scheiben hell. Huldreich wußte, daß dort oben eine große Stube lag, die Frau Trina als eine Art Lesezimmer eingerichtet hatte. Es war ihm, als sähe er einen Schatten hinter den Scheiben vorübergleiten. Da fiel es ihm plötzlich schwer aufs Herz: Johanna Deutsch hatte schriftlich gebeten, ihn am heutigen Abend sprechen zu dürfen. Sie bedürfe seines Rates. Als Hartmanns Einladung dazwischenkam, hatte er sie mit zwei Worten ersucht, folgenden Tages zu ihm zu kommen. Nun war ihm auf einmal, er hätte die Unterredung mit ihr nicht verschieben dürfen.

Ein paar Tage schon hatte er sie nicht mehr gesehen! Vielleicht hätte sie gerade jetzt des Freundes bedurft! Unwillkürlich blieb er stehen und blickte zu den Fenstern hinauf. Vielleicht wachten sie oben noch! Sollte er hinaufgehen? Es zog ihn eigentlich. Aber dann sah er auf die Uhr. Im Schein der Gasthoflaternen konnte er die Stunde sehen. Unmöglich! Was würden sie denken, wenn er jetzt noch bei ihnen eintrate? Sie würden lächeln, ihn mit Recht der Verschrobenheit zeihen! Er warf einen letzten Blick hinauf: Dann ging er vorüber und heimzu. So sehr aber erfüllten ihn die Gedanken an das Mädchen, um dessen Tugend er stritt, daß er der andern eine Weile vergaß, die seinem Herzen am nächsten stand. Er sah Johannas Gestalt deutlich vor sich, die etwas von dem schwanken, jungen, im Winde sich biegenden Stamme hatte, und sah ihr schmales Gesicht. Ein Ausdruck von Angst stand in dem Gesicht, das er sah. Die Augen suchten ihn. Er kannte diesen Blick. Er bewies ihm stets, daß Johanna bei ihm gleichsam Zuflucht suchte. Bedurfte sie seiner jetzt? Nein, nein, nein, sprach er



Bootsstation der Isola Bella (Lago maggiore).

Phot. H. Edstein, Zürich.

sich selber beruhigend zu. Schon in der Tatsache, daß sie seine Freundschaft suchte, lag eine Sicherheit. Er hatte schon so viel guten Grund in sie gelegt, daß sie auf sich selber vertrauen durfte. So redete er sich zu und wurde dabei ruhig.

Er stieg den Hügel gegen die Kirche hinauf. Sein Sinnenskehrte ins Haus Hartmanns zurück. Aber — morgen, gleich am Vormittag, wollte er Frau Deutsch und ihre Tochter besuchen.

Morgen, Huldreich Rot? Du hättest heute kommen sollen! —

Johanna Deutsch hatte des Freundes Billett, auf dem er sie bat, ihren Besuch auf den folgenden Tag zu verschieben, aus Frau Trinas eigner Hand empfangen. Die Augen der Wirtin ruhten dabei mit einem Ausdruck halb des Forschens, halb des Zornes auf dem Mädchen. Frau Trina war mit ihren alten Gästen nicht zufrieden. Die Dienstboten im Hause steckten die Köpfe zusammen und besprachen eifrig ein Wort, das der Herrin entfahren war. „Das Getuschel und Getue beläme sie bald satt!“ hatte Frau Trina gesagt.

Die Dienstboten wußten, daß das dem blonden Städter galt, der so häufig in Gesellschaft des jungen Mädchens gesehen wurde. Vielleicht ebenso dem Mädchen und nicht weniger der Mutter! Es war kein Zweifel, daß Frau Deutsch, die anfänglich und lange ihre Tochter dem Verkehr mit Eduard Geßner, dem jungen Städter, zu entziehen gesucht hatte, anfing, diesem selber einiges Entgegenkommen zu zeigen, daß sie sich nicht ungern mit ihm unterhielt und ihre Tochter nicht wie früher abrief, wenn sie dieselbe in seiner Gesellschaft wußte. Frau Trina nun hatte sich, ohne zu achten, wann und wo sie das tat, ein freies Wort zu diesen Dingen herausgenommen, und Frau Trina ärgerte sich. Sie war so ungehalten, daß Johanna ihr die Unzufriedenheit aus dem Gesicht lesen konnte, und das Mädchen errötete. Einen Augenblick stand es ganz verwirrt und sah auf den kleinen weißen Brief nieder, den es in der Hand hielt. Dann erst dankte es durch ein stumpfes Kopfnicken und trat durch eine nahe Tür in das Lesezimmer. Es war ein hoher, dunkler

Raum mit einer roten Tapete und roten Plüschmöbeln, einem großen Tisch mit Zeitungen in der Mitte, einem kleineren mit wenigen vergriffenen Büchern an der einen und einem Damenschreibtisch an einer zweiten Wand. Niemand war da, als Johanna eintrat. Der Gasthof war auch bis auf wenige Gäste leer.

Johanna ließ sich in einen Lehnsstuhl nieder, einen altmodischen, mächtigen, in dem zwei Menschen Platz hatten. Am dreiarmigen Kronleuchter war nur eine Lampe angezündet. So herrschte ein dämmriges Licht in dem Raum; aber es schien nur dazu angetan, die weißgekleidete, schlanke und hohe Gestalt des Mädchens doppelt deutlich herauszuheben. Sie saß und las den Brief. Dabei war es, als werde das schmale, feine und farblose Gesicht noch weißer. Sie legte den Brief auf den Schoß und ließ beide Arme an den zwei Stuhllehnen entlang gleiten. Der Rücken sank an die Lehne, und der Kopf mit dem reichen und schweren Schmuck des im Lichte glänzenden blonden Haares neigte sich sinnend ein wenig nach vorn. Die Finger spielten im Plüsch der Stuhllehnen. Stetig aber, wie scheu und zögernd, schlüchten sie über die Lehnen vorwärts. Die kurzen Ärmel streiften sich zurück. Nun blinkte das feine Handgelenk hervor, nun lagen die schöngeformten Arme bloß bis zum Elbbogen. In diesem Spiel der Hände und Arme spiegelte sich das, was in ihrem Innern vorging. Wie sie langsam, langsam sich auf dem Stuhle zur Ruhe legten, so kam Johanna Deutsch mit ihren Gedanken langsam, langsam von dem Brief des Freundes und Helfers zur Gegenwart her, und wie in ihren Gedanken ein Schrecken, eine tiefe, unerkannte, heiße Angst war, so war in den Armen und Händen, die sich blaß vom Stuhle abhoben, etwas wie ein Zucken, ein Zittern, das, äußerlich unsichtbar, als ein Vorgang, der unter der Haut in fliegenden Pulsen geschah, dennoch sich erraten ließ. Während die ganze Gestalt in völliger Ruhe im Sessel mehr lag als saß, war nur noch in den Augen ein Ausdruck, der das bestätigte, was die Hände verrieten. Die Augen waren groß geöffnet und sahen vor sich hin ins Leere, sinnend zuerst, dann mit einem Blick, in dem Angst und Verlangen, Verzweiflung und Hoffnung wechselnd leuchteten und dessen inneres Feuer wuchs und wuchs.

Pfarrer Rot konnte sie heute nicht sehen! Als Johanna diese Tatsache dem kleinen Briefe entnahm, stockte ihr der Herzschlag. Gerade heute nicht! Tagelang hatte sie gezögert, ins Pfarrhaus

zu gehen. Geßner, der ihrer Spur unverdrossen und schon so lange folgte, war fleißig in ihrer Gesellschaft gewesen; unten im sich entlaubenden Garten, hier in diesem Gemach, selbst droben im Zimmer der Mutter. Manchmal hatte Johanna das Empfinden, als habe der Blonde, der so leise und eindringlich sprach, dessen weiche, gepflegte Hand die ihre, so oft sie sie auch zurückzog, doch immer wieder mit heimlichem Drucke fand, etwas Furchtbare. Es war ihr, als spinne sich ein Netz um sie aus schönen, glitzernden Fäden, ein Netz, das nicht schmerzte, nur immer dichter wurde, Hände und Füße fesselte und die Gedanken einschloß. Geßner sprach in diesen Tagen von Abreise. Freilich, lange genug war er geblieben! Vor kurzem hatte er der Mutter kurzerhand den Vorschlag gemacht, sie und Johanna möchten ihn begleiten. Von allerlei war dann die Rede gewesen, auf das sie nur halb hörte, während die Mutter zuerst sich entrüstet vom Stuhl erhoben und getan hatte, als ob sie bereit sei, Geßner die Tür zu weisen. Ein Wort des letzteren haftete indessen in ihrem Gedächtnis. „Sie werden mit Ihrer Tochter auf Jahre hinaus versorgt sein!“ Geßner war reich, erstaunlich reich. Die Mutter hatte ihm nachgeforscht. Auch hatte er völlig freien Weg. Mit ihm also sollten sie reisen! Er war höflich, rücksichtsvoll, er malte allerlei Schönes in die Zukunft. End' aller Ende hatte sein Vorschlag wenig Verlebendes mehr. Auch die Mutter hatte sich damals wieder gesezt und zugehört, wie er mit der gleichen einschmeichelnden Stimme weitersprach. Seither hatte er immer dieselbe Aufforderung wiederholt, immer gleich höflich, gleich rücksichtsvoll. Morgen aber wollte er abreisen, bestimmt, unwiderruflich. Er hatte schon diesen Vormittag durchblicken lassen, die Damen möchten sich entschließen. Darum hatte Johanna gerade heute Pfarrer Rot aufzusuchen wollen, heute, da der Städter zum letztenmal von seinen Plänen sprechen würde. Denn Pfarrer Rot, der Freund, stand alle die Zeit vor dem inneren Auge Johannas. So tief hatte er mit seinem Wort in ihre Seele gepflügt, und so mächtig hatte seine Persönlichkeit auf sie gewirkt. Die Empfindung, als stehe der Warner lebhaftig neben ihr, schränkte die Macht des andern ein, der sie täglich versuchte. Ja immer, wenn der einschmeichelnde Ton in den Worten Geßners auf sie zu wirken begann und sie ihm zu erliegen meinte, schrak sie plötzlich auf, als habe sich eine Hand auf ihre Schulter gelegt. Dann sah sie ganz deutlich Huldreich Rots starkes, ernstes Gesicht. Es

litt sie in solchen Augenblicken nicht länger in Gesellschaft des Städters. Jäh und ohne Entschuldigung entließ sie ihm.

Heute versagte der Freund zum erstenmal, gerade heute! Johanna seufzte. Es war ihr bang, als senkte die Decke des düsteren Raumes sich auf sie nieder. Nun mußte sie Gessner anhören! Es war kein Entrinnen. Sie konnte ihn hier im Hause nicht vermeiden, ohne unhöflich zu sein. Zum zweitenmal löste sich ein Seufzer aus ihrer Brust. Dann faltete sie die Stirn. Warum quälten sie sie so! Ihre Lippen preßten sich zusammen. Ihr Gesicht bekam einen Ausdruck, wie ihn das verzogene Kind hat, dem irgend jemand gegen den Willen ist. Zwei Tränen ließen ihr aus den Augen. Warum mußte gerade sie diese Unbill erleiden! Die Tränen entsprangen ebenso sehr einem Gefühl des Trostes wie des Leides. Und der Trost gewann die Oberhand. Am Ende entrann sie dem Schicksal doch nicht, fuhr es ihr durch den Sinn. Wo die Mutter gegangen war, mußte auch sie gehen! Natürlich! Wie sollte sie aus dem Kreis hinaus wollen, in den sie einmal gesetzt war! Wie hinauskommen! Pah, jetzt oder später! Es war unvermeidlich! Nun denn! So mochte es ebenso gut heute wie später sein! Johanna dehnte sich. Die feinen langen Finger spreizten sich aus. Sie atmete tief und sank dann noch mehr in den Stuhl hinein. Mochte es kommen! Sie wehrte sich nicht mehr!

Eine Weile saß sie still da. Zuweilen drang ein Geräusch, wie es im Hause ging, an ihr Ohr. Das Zimmer jedoch betrat niemand. Sie blieb allein. Nun kamen ihr neue Gedanken. Wie schöne, schillernde Schlänglein, die geräuschlos

über den Fußboden glitten, drangen sie auf sie ein. Sie sah gleichsam mit leiblichem Auge jede einzelne. Davon hatte Gessner gesprochen! Das wollten sie zusammen sehen! Dahin reisen! Diese Freude haben, jenen Genuß! So und so sollten sie und die Mutter leben! Ei — ei — es war so übel nicht! Ganz lockend war es! Sie lächelte in sich hinein, und es fiel eine Behaglichkeit über sie wie ein weicher, warmer Mantel. Einmal noch der blitzähnliche Schmerz! Huldreich Rot! Er verging. Sie spann sich tiefer in die lockenden Zukunftsbilder ein.

Nach einer Weile kamen Schritte, die sie kannte, draußen durch den Flur. Stimmen wurden laut. Es waren ihre Mutter und der blonde Werber. Ihr Herz klopfte einen Augenblick. Da standen die beiden schon in der Tür.

„Da ist sie,“ sagte ihre Mutter. Ihr Gesicht war grau und verzerrt. In ihrem Wesen lag etwas Unstetes, Fieberhaftes, Hochmut, Hast, Angst und zum erstenmal etwas, was Johanna noch nie aufgefallen war: ein Anflug von Leichtfertigkeit. Sie machte den Eindruck eines Menschen, der die Augen schließt, um etwas zu tun, was ihm im Innersten widerstrebt, und der sich vor den eignen Gedanken fürchtet.

Darauf traten beide ins Zimmer. Gessner schwang einen Stuhl an Johannas Seite und ließ sich darauf nieder.

„Fragen Sie sie selber,“ sagte Frau Deutsch. Johanna lag im Stuhl und wendete den Kopf nicht. Seltsame Schauer überliefen sie. Hände und Arme, die auf den Stuhllehnen ruhten, zuckten.

(Fortsetzung folgt.)

An ein Mädchen.

Du bist so still,
das Lächeln um deinen Mund
so müd,
so lächeln Menschen,
deren Seele wund
in Leid verglüht.

Du bist auch froh,
Kind nur, das nach Sternen
und lacht; [greift
so hab ich Menschen,
die das Leid gereift,
mir oft gedacht.

So wie du bist —
froh im Glück, in deinem Leid
so still —
ahn ich den Menschen,
der, in sich bereit,
Vollendung will.

Heinrich Lämmlin.

Kirche und Kunst im Tessin.

Von Johannes Vincent Venner.

1

Tessiner Künstler in Italien.

Die ganze Formenfolge der italienischen Kunst, vom frühesten romanischen Stil, über die Gotik, zur Vollblüte der Renaissance und bis zum

Barock mußte naturgemäß einen ganz besonders starken Einfluß auf die heutige italienische Schweiz ausüben. Nicht allein haben die gesegneten Lande am Südfuß des Gotthards der italienischen Kunst namhafte Meister geschenkt,